

Der neue Tag
30. III. 1919

24

Wiener Symptome.

Die Uhr.

Wenn ein Mensch herabkommt, vernachlässigt er zunächst seine Kleider, dann hört er auf, sich ordentlich zu waschen, geht unrasiert und mit schmutzigen Fingernägeln herum. Er verliert noch mehr den Halt; nun nimmt er seine Mahlzeiten nicht mehr zu regelmäßigen Stunden ein. Aber das alles sind noch nicht wirklich schwere Symptome.

Wirklich ernst steht es um einen Mann, wenn er von der Gewohnheit so vieler Jahre läßt und aufhört, seine Taschenuhr regelmäßig aufzuziehen. Sich nicht mehr um die Zeit kümmern, das heißt sich aufgeben.

Wie ein solches verlottertes Menschentwesen kommt mir unser Wien vor, wenn ich über den Stephansplatz gehe und mechanisch zu den beiden großen Uhren emporblide, die das Riesentor des Doms flankieren. Seit Wochen bemerke ich, daß sie nicht mehr gehen, vielleicht gehen sie nicht mehr seit Monaten und Jahren. Wer soll es wissen, da dieser armen verzweifeltsten Stadt die Zeit stehen geblieben ist?

Die eine Uhr, die zur Linken des Beschauers, ist ein alltäglicher Kreis, auf dem der Zeiger unmerklich herumging, die Kontinuität des Lebens markierend, jenen leichten, gerundeten Ablauf der Stunden, dem wir Wiener lieben. Die andere Uhr, die zur Rechten, hatte immer ein energisches, ein fast revolutionäres Tempo. Kein sanfter Zeiger ging vorwärts, sondern es sprang plötzlich aus einem geheimen Hinterhalt eine neue Minutenziffer auf uns los, schrie uns förmlich an: Schon wieder ein Stück Lebenszeit vergangen! Ruit hora! Diese Uhr war in der Wiener Gemütlichkeit eine ernste Mahnerin.

Sie war die eigentliche Uhr von Wien, mehr als die große Rathausuhr. Vor diesem Zeitmesser standen wir in den Neujahrsnächten unserer Jugend und warteten, bis plötzlich die Mitternachtsstunde aus dem Dunkel der Zukunft in die Gegenwart sprang und mit ihr ein neues Jahr unseres Lebens. Wißt ihr noch, wie wir gewohnt waren, neue Jahre als etwas Frohes zu begrüßen? Zu der Uhr emporzujubeln?

Jetzt steht sie still, als hätte sie es satt bekommen, immer neue schwere Stunden anzuziehen, immer neue bittere Jahre heranzuführen. Als Wiens Zeit so sehr verdarb, verdarb Wiens Uhr. Ob die Zeit und die Uhr jemals wieder repariert wird?

Der zweite Wagen.

Die Einundvierzigerlinie, auf der ich täglich fahre, hat eine besondere Eigenschaft. Man stellt sich unter vielen Wartenden auf der Haltestelle an und steht lange Zeit, dann kommt aber nicht ein Wagen, sondern es kommen gewöhnlich zwei. Der eine ist von Gersthof, der andere von Pöbleinsdorf ausgefahren, dann sind sie einander begegnet und haben beschlossen, den weiteren Weg gemeinsam fortzusetzen. Es muß so einer Elektrischen langweilig sein, immer den gleichen Weg zu fahren; in Gesellschaft merkt man es nicht so.

Die angestellten Fahrgäste sehen die beiden Wagen kommen; der zweite fährt fast im Schatten des ersten, sie werden fast zur gleichen Zeit überall ankommen. Dennoch stürzt sich alles auf den ersten Wagen; die Kühnen springen auf, bevor er noch steht, die Bedächtigen steigen vorsichtig ein, in einer Sekunde sind alle Plattformen überfüllt, man steht und liegt aufeinander, das Trittbrett ist von einem schwarzen Menschenklumpen besetzt — und zehn Schritte weiter kommt der andere Wagen, nicht gerade leer, denn er wurde ja schon an der Ausgangsstation gestürmt, aber doch viel leerer, ein viel menschenwürdigeres Transportmittel. Unter zehn Leuten, die sich in den ersten Wagen quetschen, fällt es nicht zweien ein, gemächlich in den zweiten zu steigen. Haben wir alle gar so große Eile? Es ist nicht wahr; das Tempo der Stadt ist schläfrig geworden, man vertrödelst aus Müdigkeit und Anlauf sehr viel Zeit. Aber instinktiv nimmt jeder den schätzbaren kleinen Vorteil wahr, der gar keiner ist. Dem Mitmenschen zuborzukommen, ihn zu verdrängen ist uns unbewußt zur Gewohnheit geworden. Ein dumpfer Herdentrieb ballt uns zusammen. Lieber schmerzhaft auf dem Trittbrett hängen, als für einen Augenblick zurücktreten und anderen Platz lassen.

Es ist ein alltägliches Symptom, das da durch den Wiener Alltag fährt. Eine entsetzliche, ziellose Ungebildtheit steckt in uns Verbitterten; mit ein wenig mehr Besonnenheit und Vernunft

könnten wir auch unter den heutigen Umständen ein wenig besser fahren, auf der Straßenbahn und auch sonst!

Ansichtskarten.

Bevor ich eintrete, stehe ich einen Augenblick vor dem kleinen Papiergeschäft.

Das Schaufenster hat sich in den letzten Wochen ein wenig verändert. Verschwunden sind die Kriegsansichtskarten mit ihrer leeren patriotischen Prahlerei und ihrer verlogenen Sentimentalität, die stürmenden Helden und die in stiller Mitternacht auf einsamer Wacht stehenden bildschönen Deutschmeister, vor deren träumendem Auge eine wohlfrisierte Geliebte auftauchte. Verschwunden sind die selbstgefällig lächelnden Gesichter der berühmten Heerführer, der Potentaten und Majestäten. Sogar der so unendlich herzige kleine Kronprinz mit seinem prinziplichen Spitzentragen ist nicht mehr da.

Ein paar andere Bilder sind an die Stelle dieser vergangenen Pracht getreten, ein schlecht gedrucktes Porträt Friedrich Adlers oder seines großen Vaters. In den ersten Tagen der Republik hat die Ansichtskartenindustrie einen demokratischen Anlauf genommen und einigen neuen Patriotismus produziert, etwa eine rot-weiß-rote Fahne, die inmitten eines brausenden Meeres verheißungsvoll flattert. Aber diese Bilder haben sich nicht vermehrt und das Publikum geht mit müder Gleichgültigkeit an ihnen vorüber. Vielleicht kommt die Zeit der Fahnen und Enthusiasmen einmal wieder, jetzt ist sie nicht da. Wer wissen will, was die Bevölkerung von allem Politischen hält, der muß sich nur so ein Ansichtskartenfenster ansehen.

Allerdings, überall ist eine Karte zu sehen, die gegen die Vergewaltigung der Sudetenländer protestiert. Blutrot sind die deutschen Ränder Böhmens und Mährens gezeichnet, die schmerzhaft blutigen. Und darunter steht: Dreieinhalb Millionen Deutsche werden sich nie der tschechischen Unterdrückung fügen!

Dieser Text steht da — in englischer Sprache. Als wartete das vorstädtische Papiergeschäft auf einen vorbeigehenden Briten, der betroffen stehen bleiben soll, auf einen Amerikaner, der rasch diese Karte kauft und direkt an Wilson schickt.

Es ist etwas Naives und Rührendes in dieser kleinen Demonstration für die Leidenden Brüder. So wie wenn Kinder um die Weihnachtzeit an den lieben Gott adressierte Ansichtskarten in den Briefkästen stecken.

Ein Notizbuch.

Ich brauche ein Notizbuch und trete ein.

Die Verkäuferin bringt mir ein häßliches kleines Ding und verlangt einen Preis, für den ich noch unlängst Goethes Faust oder Kants Reine Vernunft bekommen hätte.

Ich frage, ob sie nicht etwas Billigeres hat.

O ja, sie hat ein sauber in imitiertes Leder gebundenes Büchel mit Goldschnitt, Bleistift und vielen Seiten eines schönen weißen Papiers. Es ist spottbillig. Aber allerdings —

Ich beharre und sie bringt mir den Oesterreichisch-ungarischen Flottenvereinskalender auf das Jahr 1919, geziert mit dem Bilde des letzten Kaisers und mit viel erhebend patriotischem Text, der beweist, daß nur recht viele neue U-Boote uns das ersehnte Heil bringen können. Das Ding war in zahllosen Exemplaren gedruckt, als dem lokalen Vereinsmeiern die Monarchie und dem Flottenverein das Meer plötzlich abhanden kam. Seitdem will niemand das kleine Taschenbuch kaufen.

Aber ich stecke es ruhig in die Tasche über meinem republikanischen Herzen, das die verführerische Nachbarschaft nicht scheut.

Die Granate auf dem Pflaster.

An der Ecke der Freyhung bei der Kirche liegt auf dem schmutzigen Straßenspflaster Molochs entthrontes Götzenbild. Jahre hindurch stand hier auf einem kleinen hölzernen Postament ein scheußliches Symbol des Völkermordes, eine von jenen großen Granaten, die man überall in unseren Straßen aufgestellt hat, nicht so sehr damit die Vorbeigehenden eine Spende für das Kriegsfürsorgeamt in seinen Schütz wärfen, als damit uns mitten im städtischen Alltag der barbarische Göhke Krieg gegenwärtig wäre, dem zu opfern unsere patriotische Pflicht war. Ich erinnere mich nicht, jemals, auch in den Tagen der wildesten Kriegspychose nicht, gesehen zu haben, wie jemand etwas in den ehernen Bauch der Granate einwarf. Der empörende Kniff, Mord und Wohlthun in einem einzigen Sinnbild zu vereinigen, die verheerende

Granate zur Opferbüchse der Menschlichkeit zu machen, muß seinen Zweck verfehlt haben. Dennoch war es lange keinem Vorübergehenden klar, was dieser kleine Altar Molochs mitten auf der Straße der Wiener Menschen Abscheuliches bedeutete; daß da nicht gegen den Krieg und das Elend, sondern für das Elend und für den Krieg öffentliche Gelder gesammelt wurden.

Jetzt aber liegt das Ungeheuer im Not. Jemand hat es vom Postament gerissen und mit einem Tritt in einen Winkel gerollt. Jetzt erkennt man, daß es gar nicht eine wirkliche Granate ist, eine, die wenigstens nicht gegen menschliches Fleisch geworfen wurde, sondern nur ein blechernes Bild einer Granate, eigens angefertigt für den unblöblichen Zweck.

Warum säubert man unsere Straßen nicht einmal von dem Unrat? Ist es nicht wichtig? Fragt den einbeinigen Bitterer, den blaffen Invaliden, der dort an der anderen Ecke bettelt, ob es nicht wichtig ist. Freilich, auch er sollte endlich von der Straße weggeholt werden. Vielleicht hat die berühmte Kriegsfürsorge etwas für ihn aufgespart, daß der kläglich entwürdigte lebende Menschenrest sein Unglück nicht allen Gaffern zur Schau stellen müßte. Nicht? Dann wollen wir ihren häßlichen Götzenaltar mit verdoppeltem Jörn uns und ihm aus den Augen schaffen.

Arnold Hillriegel